

Marco Besl/Simone Oelke (Hg.), *Politische Macht und orthodoxer Glaube. Beziehungen zwischen Politik und Religion in Osteuropa*, Regensburg: Verlag Friedrich Pustet 2023, 152 S., 24,95 €, ISBN: 978-3-7917-3396-8

Während die Säkularisierung in den meisten Staaten Westeuropas voranschreitet und sich hier die Frage nach der bleibenden Relevanz der bislang dominierenden Kirchen stellt, kann weltweit nicht von einem Rückgang der Religion gesprochen werden und es lässt sich an vielen Orten entsprechend eine enge Verflechtung von Politik und Religion beobachten. Dies gilt auch für viele Staaten in Osteuropa, weshalb der von Marco Besl (München) und Simone Oelke (Regensburg) herausgegebene Band zur rechten Zeit kommt und mit seinem Fokus auf den orthodoxen Kirchen einen aktuellen Beitrag zu einem Themenfeld leistet, dessen Relevanz seit dem russischen Angriffskrieg auf die Ukraine und der diesen Krieg uneingeschränkt unterstützenden Haltung des Moskauer Patriarchats auch im allgemeinen öffentlichen Bewusstsein angekommen ist.

Der Band geht auf eine Tagung zurück, die im Juli 2022 stattfand und sich der Unterstützung durch die Studienstiftung des deutschen Volkes verdankt. In seiner Einführung macht Marco Besl deutlich, dass der dem Band zugrunde liegende Religionsbegriff sich nicht auf einen „religiösen Glauben“ bezieht, „der den Einzelnen dabei helfen soll, Erfahrungen von Sinnlosigkeit, Leid und Tod, also Erfahrungen von Kontingenz, zu bewältigen“ (S. 10), sondern dass hier Religion als ein „Traditionselement“ in den Blick genommen wird, als „ein Element der kulturellen Identifikation“, das „für die Politik hoch relevant ist“ (S. 11). Diese Unterscheidung spricht für die wissenschaftliche Seriosität des Bandes, insofern mit ihr dem Tatbestand Rechnung getragen wird, dass das orthodoxe Christentum nicht einfach mit einer politisch motivierten Propaganda orthodox bestimmter Kulturidentität identifiziert werden kann. Im Gegenteil, es sind nicht selten tief in ihrem

Glauben verwurzelte orthodoxe Gläubige, die sich gegen diese Propaganda zur Wehr setzen.

Der Band gliedert sich in vier Einheiten, die jeweils durch nützliche Vorbemerkungen der beiden Herausgeber eingeleitet werden. Sie gruppieren sich um die Themen „Geschichte und Deutungsgeschichte“ (I.), „Autokephalie, Nation und Staat“ (II.), „Zwischen Ost und West. Religion als Vermittlungsinstanz und Abgrenzungsmerkmal“ (III) und „Religiöse Bilder und politische Botschaften in Osteuropa“ (IV).

In dem ersten Beitrag von Gruppe I geht Hartmut Leppin auf die „Anfänge der Rede von der Symphonie von Staat und Kirche in den östlichen Kirchen“ und damit auf die Ursprünge eines Konzeptes zurück, das als klassischer Ausdruck der orthodoxen Verhältnisbestimmung von Staat und Kirche gilt und das in der durch keine Misstöne geprägten Beziehung zwischen dem russischen Präsidenten Wladimir Putin und dem Moskauer Patriarchen Kirill seine beispielhafte Verwirklichung auch in der Gegenwart zu finden scheint. Leppin macht demgegenüber in seiner historischen Analyse des dafür maßgeblichen Textes, der 6. Novelle des byzantinischen Kaisers Justinians (527-565), deutlich, dass das in der Einleitung zu der Novelle verwendete Wort der „Symphonie“ tatsächlich kein „Schlüsselkonzept“ zur Verhältnisbestimmung von Staat und Kirche bezeichnete, sondern allein dazu diente, eine „kaiserliche Verlautbarung für einen konkreten Anlass zu überhöhen“ (S.21). Dieser konkrete Anlass bestand in kirchlichen Missständen, die mit der Novelle behoben werden sollten, hatte zur Voraussetzung jedoch auch einen Kaiser, der Kontrolle über die Kirche anstrebte. Von einer „symphonischen“ Beziehung kann deshalb in dieser Zeit kaum die Rede sein, wie es auch eine verkürzte Sicht auf das orthodoxe Christentum wäre, wenn nicht die Beispiele „widerständigen Freimuts“ in den Blick genommen würden, die es in der Geschichte des orthodoxen Christentums auch gegeben hat (S. 26f).

Eine instruktive Einführung in die Geschichte der Christianisierung der slawischen Völker im osteuropäischen Raum bietet der Beitrag von Albrecht Berger mit dem Titel „Wie

die Slawen Christen wurden“. Problematisch erscheint hier nur, dass anstelle der heute üblicherweise gebräuchlichen Bezeichnungen „Kiewer Rus“ oder „Kiewer Reich“ für das Herrschaftsgebilde, das sich im Mittelalter auf dem Gebiet der heutigen Ukraine etabliert hat, durchgängig die Bezeichnung „Russland“ verwendet wird. Auf diese Weise entsteht der Eindruck einer Kontinuität zwischen der Kiewer Rus und dem heutigen Russland, der gerade der berechtigten Intention des Beitrages zuwiderläuft, durch Schilderung der historischen Entwicklungen deutlich zu machen, dass „Slawentum, russisches Reich und eine zugehörige orthodoxe Kirche keine überzeitliche Verbindung darstellen“ (S. 31).

Mit dem ersten Beitrag der Gruppe II führt Regina Elsner unter dem Titel „Autokephalie der ukrainischen Orthodoxie“ in die theologischen Grundprinzipien orthodoxer Ekklesiologie ein und zeigt die historische Entwicklung des Autokephalie-Prinzips und die damit verbundenen Schwierigkeiten insbesondere im 19. und im 20. Jahrhundert auf. Vor diesem Hintergrund geht sie in einem nächsten Schritt näher auf die Situation der orthodoxen Kirchen in der Ukraine ein und vermag hier die gesamte Komplexität dieser Situation auch für jene Leser verständlich zu erschließen, die sich bislang noch wenig mit dem Thema befasst haben.

Eine aufschlussreiche Darstellung für einen Prozess, der in die Autokephalie einer orthodoxen Kirche im 20. Jahrhundert münden sollte, liegt mit einem weiteren Beitrag der Gruppe II vor: Matthias E. Cichon beschreibt darin unter dem Titel „Unabhängigkeit von den Einflüssen Moskaus“ anschaulich, wie sich die orthodoxe Kirche in Polen von dem Moskauer Patriarchat losgelöst und im Jahr 1925 ihre Autokephalie erklärt hat. Wie Cichon plausibel zu machen vermag, erfolgte diese Erklärung auf massiven staatlichen Druck hin. Der Metropolit der orthodoxen Kirche in Polen habe deshalb am Ende einen Kuraufenthalt im südtirolischen Meran vorgetäuscht, um an der feierlichen Verlesung der Erklärung nicht teilnehmen zu müssen (vgl. S. 84).

Die Beiträge von Gruppe III, die dem Thema „Zwischen Ost und West“ gewidmet sind, werden mit einem Beitrag von Franziska Schedewie eröffnet, der deshalb von besonderem Interesse ist, weil hier erstmals eine Zeitschrift als Quelle für die unter dem Schlagwort der „Perestrojka“ bekannt gewordenen Reformmaßnahmen in der Sowjetunion in den 1980er-Jahren in den Blick genommen wird: die „Stimme der Orthodoxie“. Schedewie gelingt es in ihrem Beitrag, den in dieser Zeitschrift geführten „translokalen Elitendiskurs“ von Repräsentanten vor allem der orthodoxen, aber auch anderer christlicher Kirchen aufzuschlüsseln und den Wandel wie die Vielstimmigkeit der in der Zeitschrift veröffentlichten Positionen deutlich zu machen.

In dem sich anschließenden Beitrag analysiert Colin Bergen auf Grundlage des Menschenrechtsverständnisses der Russischen Orthodoxen Kirche die Konzeption des „Westens“, wie sie sich konkret im Umgang mit dem Recht auf Religionsfreiheit niederschlägt: Bergen macht in diesem Zusammenhang auf das bemerkenswerte Phänomen aufmerksam, dass die Russische Orthodoxe Kirche mit Hilfe des russischen Staates tatsächliche oder vermeintliche Verbindungen zum „Westen“ dazu nutzt, um im eigenen Land die Religionsfreiheit nicht-orthodoxer christlicher Religionsgemeinschaften einzuschränken, um sich zugleich jedoch im Nahen Osten für verfolgte Christen einzusetzen. Wie Bergen mit gutem Grund am Ende herausstreicht, gewinnt die Russische Orthodoxe Kirche

„ihre Sicht auf den Westen und seine Werte von einem völlig anderen Standpunkt aus als ein Großteil der westlichen Kirchen: Die Ausführungen in der Menschenrechtsdoktrin machen deutlich, dass die ROK keine Relativierung der eigenen Religionsgemeinschaft in einer pluralistischen Welt kennt – in dem Sinne, dass sie die Menschenrechte als eine säkulare, allgemeinverbindliche Grundlage für das Zusammenleben von Menschen ganz unterschiedlicher Weltanschauungen akzeptieren würde“ (S. 126).

Die vierte und letzte Gruppe besteht in einem Beitrag der beiden Herausgeber, in dem sie unter dem Titel „In Ikonen gegossene Kriegspropaganda“ die neue Hauptkirche der russischen Streitkräfte bei Moskau analysieren. Auch dieser Beitrag ist sehr lesenswert und rundet den Band ab: Die Hauptkirche stellt ein äußerst eindrückliches Beispiel der religiös fundierten russischen Kriegspropaganda und damit zugleich auch der engen Verflechtung von Kirche, Staat und Militär in Russland dar.

Zur Rezensentin:

Dr. Jennifer Wasmuth ist Professorin für Ökumenische Theologie und Orthodoxes Christentum an der Georg-August-Universität Göttingen.